

Kirche der Sünder – und dennoch gesendet

Predigt zum 5. Sonntag i. J.: Jes 6,1-2a.3-8; 1 Kor 15,1-11; Lk 5,1-11

Ich beginne mit einem Zitat, das manche von Ihnen vielleicht sogar wiedererkennen:

„In Vorbereitung der Erstkommunion gingen wir Erstkommunionkinder zur ersten hl. Beichte. Hierzu wurde uns erklärt, wir sollten Gewissenserforschung betreiben ... In der zweiten Stufe war das Ergebnis dieser Gewissenserforschung in der Beichte zu bekennen. Dieses Bekenntnis musste einhergehen mit Reue. Und all dies war der einzige Weg zur Erlangung des urchristlichen Versprechens der Vergebung. Genau hierum geht es. Was Kindern ... abverlangt wird – und ich halte dies grundsätzlich für gut und richtig – muss die Messlatte sein für das Verhalten der Institution Kirche insgesamt und insbesondere auch ihrer führenden Repräsentanten. Orientiert Kirche ihr Selbstverständnis und Handeln an dem, was von den kleinen Kommunionkindern erwartet wird, wird Vertuschung als das erkannt, was sie ist: nämlich Verrat an den Grundlagen christlichen Glaubens. Und nur dann kann es möglicherweise zu einer Rückeroberung moralischer Autorität für die Institution Kirche kommen.“

Mit diesen Worten hatte Marion Westpfahl, eine der Verfasserinnen des externen Gutachtens zum Missbrauch in unserer Erzdiözese, ihre Einführung zur Vorstellung des Gutachtens beschlossen; Worte, mit denen sie sich an ihre persönliche Erfahrung bei der Erstbeichte im Rahmen ihrer Erstkommunion erinnerte. Wie sehr kann man ihr nur zustimmen! Wie sehr ist jedes dieser Worte zu unterstreichen! Und wie beschämend, von ihr vorgehalten zu bekommen, dass leitende Vertreter der Kirche sich nicht an das hielten, was Teil jeder Beichtvorbereitung ist. Denn sie hatten von den klassischen 5 Bs: B-esinnen – B-ereuen – B-ekennen – B-itte um Vergebung – B-esserung – die letzten beiden Punkte systematisch unterschlagen. Ja, wie beschämend! Und damit bin ich bei den heutigen Lesungstexten, die etwas sehr Ähnliches thematisieren.

Zunächst geht es in ihnen, besonders in der 1. Lesung und im Evangelium, um *Berufung* und *Sendung*. Erzählend – Theologen sprechen von *narrativer Theologie* – wird vor Augen geführt, was eine notwendige Voraussetzung für beides ist.

Schauen wir zuerst auf die Berufung Jesajas. Er kann sie datieren, wahrscheinlich noch viel genauer, als es hier geschieht. Im Todesjahr König Usijas schaut er in einer grandiosen Vision die unendliche Schönheit, Größe und Herrlichkeit Jahwes. In diesem Schauen nimmt er wie in einem Spiegel zugleich sich selbst wahr. Das erste, was er empfindet, ist der unendliche Abstand, der ihn von Gott, von der Heiligkeit Gottes trennt. Nie zuvor hatte er seine eigene Unreinheit, seine Sündigkeit so tief und so schmerzlich empfunden wie in diesem Augenblick: *Herr, ich bin ein Mann mit unreinen Lippen inmitten eines Volkes mit unreinen Lippen.*

Diese Erkenntnis ist nun aber ganz offensichtlich die Voraussetzung dafür, dass Gott ihn senden kann. Denn erst jetzt stellt er die Frage: *Wen soll ich senden? Wer wird für uns gehen?* Wahrscheinlich muss Jesaja allen Mut zusammennehmen, um sein Fiat, sein *Hier bin ich, sende mich!* zu sagen. Aber er spürt wohl intuitiv: Gott sendet nicht Sündelose oder solche, die sich für sündelos oder zumindest gut genug halten, wohl aber Menschen, die um ihre Schwäche, um ihr Sündersein wissen.

Dasselbe gilt für Paulus. Er, der Pharisäer der strengsten Richtung, wie er selbstbewusst über sich in einem seiner Briefe schreibt; er, der mit anmaßendem Stolz den neuen „Weg“ verfolgt hatte – er musste vom hohen Ross herunter (wie man auf dem Bild sehen kann), restlos am Boden liegen, seine schwere Schuld, die auf Verblendung beruhte, erkennen. Erst nach dieser existentiellen und ihn ohne Zweifel zutiefst demütigenden Erfahrung konnte er der Völkerapostel werden, zu dem Christus ihn berief. Diese Erfahrung aber war kein vorübergehendes Gefühl. Sie hatte sich ihm eingebrannt. So sehr, dass er sich in dem heute gehörten Abschnitt aus dem 1. Korintherbrief als den Letzten und Geringsten der Apostel bezeichnet, obwohl er sich mehr gemüht hat als alle, und der es daher eigentlich gar nicht wert ist, überhaupt Apostel genannt zu werden.

Und schließlich begegnet uns Petrus in derselben Situation. Zunächst einmal hätte er sicher sagen können: Was soll ich denn auf diesen Mann aus Nazareth, auf diesen Zimmermannssohn hören, der von Fischfang nun wirklich keine Ahnung hat. Aber er hatte Jesus zuvor reden gehört. Etwas an ihm muss Petrus so in den Bann

gezogen haben, dass er entgegen allem Sachverstand auf ihn hört: *Auf dein Wort hin werde ich die Netze auswerfen.*

Vielleicht hat er es ja schon die ganze Zeit gespürt, oder es überfällt ihn auf einmal und ganz unvermittelt: das Wissen um seine Unwürdigkeit, um seine Sündigkeit. *Geh weg von mir, Herr, denn ich bin ein Sünder!* Aber auch jetzt wieder dasselbe wie bei der Berufung Jesajas. Jesus hält sich nicht lange bei seiner Sündhaftigkeit auf. Er verheißt Petrus auch nicht, er werde in Zukunft nicht mehr sündigen. Das Gegenteil wird ja der Fall sein. Auf schwerste Weise wird er Jesus verleugnen, verraten und im Stich lassen. Nein, er tut dasselbe, wie es Jesaja widerfuhr: Er ruft Petrus in seine Nachfolge und zugleich sendet er ihn: *Fürchte dich nicht! Von jetzt an wirst du Menschen fangen.*

Dreimal begegnet uns also in den heutigen Lesungstexten die Aussage, dass Sendung im Sinne des Evangeliums letztlich nur gelingen kann, wenn sie eingebettet ist in ein tiefes persönliches Wissen um die eigenen Schwächen, um die eigene Unzulänglichkeit, ja Sündigkeit.

Hier möchte ich noch einmal auf den Missbrauchsskandal zurückkommen. In einem Interview mit der Zeitung „Die Zeit“ hat Peter Beer, der ehemalige Generalvikar unserer Diözese, auf die Frage, woher denn der Widerstand aus dem eigenen Haus des Ordinariats gegen seine persönlichen Bemühungen im Kampf gegen den Missbrauch kamen, folgendes geantwortet:

„Aus dem Überlegenheitsgefühl, besser zu sein als der Rest der Gesellschaft. Aus der Gewöhnung daran, über andere zu urteilen, ohne je selber beurteilt zu werden. Aus der Angst, das eigene Lebenswerk werde zerstört. Aus dem Wahn, von Kirchenfeinden umzingelt zu sein. Aus gegenseitiger Erpressbarkeit und zugleich der Illusion, unangreifbar zu sein: Man kennt sich. Mia san mia!“

Es ist genau das, was Papst Franziskus immer wieder als das zersetzende Übel des Klerikalismus geißelt. Wenn die Kirche und Glieder der Kirche sich für etwas Besseres halten als die anderen, vereiteln und zersetzen sie auf schlimme Weise den kirchlichen Auftrag.

An dieser Stelle will ich etwas Persönliches einflechten: Ich glaube, über mich sagen zu können, dass ich mich noch nie für etwas Besseres gehalten habe als andere Gläubige, etwa deswegen, weil ich Priester bin oder aus welchem Grund auch immer. Dazu kenne ich nur zu gut meine eigenen Schwächen und weiß außerdem, dass es in mir Schwächen gibt, die ich nicht einmal erkenne. Dass ich und dass wir Sünder sind, sehe ich gewissermaßen als mein und der Kirche „Markenzeichen“. Wir werden nie eine Kirche der Reinen, eine Kirche der Perfekten sein. Was für Jesaja, Petrus und Paulus, heutige Verantwortliche in der Kirche, nein für uns alle gilt: Wir werden nie unseren eigenen Ansprüchen und noch weniger den Ansprüchen Gottes gerecht werden. Wir werden bis zum Jüngsten Tag eine Kirche der Sünder bleiben – was momentan wie vielleicht selten zuvor in seiner ganzen Erbärmlichkeit und Härte vor aller Welt deutlich ist.

Deswegen wäre, um noch einmal den Bogen zum Anfang der Predigt zu schlagen, eine Wiederentdeckung des Sakraments der Versöhnung so wichtig. Ich befürchte, dass es vielleicht nicht einmal mehr die Hälfte der Priester ist – geschweige denn aller weiteren Frauen und Männer in der Seelsorge – die heute noch regelmäßig beichten. Aber das gilt auch für große Teile der Gläubigen insgesamt: Wir haben in der Kirche unseres Landes die Beichte weitestgehend verloren. Wie heilsam für die Kirche insgesamt wäre deren Wiederentdeckung. Wobei ich hinzufügen möchte, dass es Sünden gibt – wie z.B. die im Zusammenhang mit Missbrauch – bei denen es nicht reicht, sie zu beichten, und dann sei schon alles wieder in Ordnung. Zur vollständigen Beichte gehört, nicht nur Gott, sondern auch die um Vergebung zu bitten, gegen die man sich (schwer) versündigt hat.

Zuletzt: Vielleicht ist es gut, dass wir momentan so darniederliegen, wie Paulus auf dem Bild: restlos in Frage gestellt und gedemütigt, ähnlich erfolglos wie die Jünger nach einer ganzen Nacht vergeblichen Fischens. Aber wenn wir allen Pomp, alles Triumphierende beiseitelegen und uns „auf sein Wort hin“ als diese Gedeemütigten zu den Menschen auf den Weg machen, dann wird darauf, davon bin ich überzeugt, ein großer Segen liegen.

Pfr. Bodo Windolf